



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Marquise de la Pivardière.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

„mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in Deiner Brust lebendig worden, und daß ich besteho vor dem ewigen Weltgericht, wie Du dereinst bestehen wirst.“ Doch, fuhr Meister Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt, und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni“ — „So trag' ich,“ sprach der junge Advokat, „meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika.“

„Bleibe hier,“ rief Meister Wacht ganz begeistert von Wonne und Lust, „bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist Dein!“ Noch einmal umhastete der Meister den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor Dir, und möchte Dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich Dir angethan! — Doch kein Wort weiter, andere Leute warten auf uns.“

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein, und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Gehet wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrsamten Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die ganze Versammlung, doch der alte fromme Andreas sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber der wahre fromme Glaube überwindet wohl die Schöbde, ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und alles weicht sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

Die Marquise de la Pivardière.

Ein Mensch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt, und Sie dort, da er ihrer überbrüssig, um eine andere buhkte, mit vielen Messerschnitten ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer annehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber, allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Herzogin d'Anguillon zu versammeln pflegte, von nichts anderem gesprochen wurde, als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beerdigkeit, daß nur heillose Vernachlässigung des Unrechts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geist und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: „Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortrefflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen spielt überdies nicht übel die Geige; und was seine Religion betrifft, so hat er Freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?“

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch seine bittere Bemerkung Ihr und der Gesellschaft den unaufrichtigen Unmuth entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im

Begriff, noch einmal alle Umstände der That Barré's auf das genaueste zu beschreiben, als der Graf von St. Hermine sich ungeduldig von seinem Sitz erhob und auf das heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreißt, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmüths zurückzuhalten. Da sprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unaussprechlich erscheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz, verzeihen, daß ich das Gespräch über Barré's Unthat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière, ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden.“

„Gimmel,“ rief die Herzogin, „welche neue entsetzliche Unthat! wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!“

Auf dieß Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmüthigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle du Chateaubelin die Zierde der ersten Birkel in Paris gewesen sind.

„Und,“ sprach der Graf mit dem ins innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Birkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hülfe Ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!“

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Herzogin, die der Dummheit nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ.

Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß seiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten, Sein starrer Sinn verschmähete jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig sey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls u. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigste weibliche Bedienung aus gedekonten Dingen bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede seyn konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerci der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins trafenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Kaubigkeit eines männlichen Griffes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuziehen; es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziska's Innern, und die er in selbstsamer Selbsttäuschung für die Frucht seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziska's äußerer Erscheinung einen unennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen; daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgestaltete: so konnte es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Birkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter du Chauvelin seiner Tochter eingefloßt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska'n mehr und mehr genähert,

wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fragenhafte Pepanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet bis in ihr fünfundsanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Verbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, sich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sey sie auch fünfundsanzig Jahre alt geworden, sich selbst beraten könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Lassen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das ehefeue Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgefügten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingungen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Muth angehört, ohne sie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sey, daß ihre Lage, der Besitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben festzusetzen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das von ihrem Verhältnis herbeigeführt, nothwendig abgeschlossen werden müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald im Stande seyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der sich als den vernünftigsten, ruhigsten bewährt.

„Fräulein,“ rief die Herzogin, „Fräulein, sollte Euer reiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn dem ganz verschlossen seyn dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?“

Franziska versicherte, daß dieß niemals der Fall gewesen sey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstorbes Leben.

Die Herzogin geriet ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze, und begann Franziska rüchlich auszuschelten, daß sie in einer Lehre gefolgt, die so geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sey und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nemlich ein armseliges verstorbes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „Nein, mein gutes theures Kind, nein, es ist nicht möglich, Du täuschst Dich

selbst, Du giebst Dich uns schlechter, als Du wirklich bist; fremd sind Dir jene Grundsätze eines strengen, starrn Mannes, der dem Leben feindlich entgegen trat! — Du hast geliebt, und widerstrebtest nur im unglücklichsten Eigensinn Deiner innern Neigung! — Sey aufrichtig, erwäge jeden Augenblick Deines Lebens! — Es ist nicht möglich, daß es keinen geben sollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich einzwang in Dein eisumpanzertes Herz!!

Franziska stand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken schien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, starrte sie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust empor, dann begann sie: „Ja, ich will aufrichtig seyn. — Ja, es gab in meinem Leben ein Moment, in dem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte, das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue!“

„Weh Dir!“ rief die Herzogin, „weh Dir, aber sprach!“

„Ich hatte,“ erzählte Franziska, „eben mein sechszehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug seyn können, mich für die gefeierte Königin der Gesellschaft zu halten.“

„Das wart Ihr, das wart Ihr!“ unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr,“ fuhr das Fräulein fort, „was ich eben sprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Gesellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen aller Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die Augen niederschlug.“

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen Franziska! wie einen leisen Seufzer. — Unwillkürlich schaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich so lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer strahlt aus seinen dunklen Augen und durchdringt mein Inneres wie ein glühender Dösch, — mich ergreift ein namenloser Schmerz, — es ist mir, als müßte ich sterbend niedersinken, aber der Tod sey das höchste seligste Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von süßer Unual gepenigt tief aufzuatmen — Thränen strömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schämt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reissen. — In tödtender Angst, ja in Verzweiflung verzichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl sey. — Ich verlange zurück in die Gesellschaft.“

„Meine Augen suchen, finden ihn — ich sehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchströmt! — Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft.“

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse zerstörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles dessen, was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte; das Bild des Jünglings verschwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft,

gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal, oder vielmehr jenem bösen Prinzip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaus sehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufschaut, mich grüßt, und dann gerade zu loschreitet auf die Thür des Hauses. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht! — Er kommt, er sucht Dich auf! — Dieser Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater stand bei mir, ein Naphtasläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Besonderes begegnet. Er habe die Thür meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und dann Tritte die Treppe herab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedanken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervensiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet, traf mich seine bittere Ironie, die er gegen verhängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien, als der erste.“

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den ersehnten Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet sey, und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus zerstören müsse.

Die Herzogin schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu spät, und dann unwiderbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch überreite sie sich eben nicht mit der ihr selbst so notwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war sie unverheirathet.

„Seltsam wie sie ist,“ wird sie das Seltsame unerwartet thun,“ sprach die Herzogin d'Aguillon, und hatte Recht; denn Niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardiere ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardiere war unter Franziska's Bewerber denjenigen, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehüßlichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beizendem Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden

Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab, in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dieß veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlaue genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf das sorglichste Alles zu studiren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als seine eigne Ueberzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanken, daß der Marquis unter allen denen, die um sie warben, der einzige sey, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Ansprüche machen werde, die sie nicht erfüllen könne, ja selbst der Umstand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er stets kalt und trocken geblieben, bestimmte Franziska's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So sehr man Ursache hatte, zu glauben, daß ein böses Mißverhältniß sich gleich in dieser Ehe offenbaren werde, so mußte man sich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umstrahlt von dem Glanze der Liebeshwürdigkeit seiner Gattin, schien ganz ein Anderer. Das Eis, das sein Inneres erstarrt, schien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt gestehen, der Marquis de la Pivardiere sey ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquise, bleibe sie ihren Grundsätzen treu, wohl glücklich seyn könne.

Der Marquis begab sich mit seiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander, die gar keine Ansprüche zuläßt, dafür annehmen. Diese Stimmung änderte sich auch nicht im mindesten, als die Marquise dem Gatten eine Tochter gebahr.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des sogenannten Arrierebans veranlaßte, so daß der Marquis im Dienste dieses Arrierebans von Zeit zu Zeit vom Schlosse Nerbonne sich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es seyn, daß dieser Dienst ihm zu lästig war, mag es seyn, daß er sich hinwegsehnte aus dem einsamen Leben, und daß selbst das Verhältniß mit der Marquise ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er suchte Dienste in der Armee, es gelang ihm eine Eskadron in dem Dragoner-Regiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten, und er blieb so vom Hause ganz entfernt.

Eine Viertelstunde von dem Schlosse Nerbonne war die Abtei von Miseray gelegen, welche regulirte Augustiner in Besiz hatten. Einer dieser Geistlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schlosse Nerbonne, welcher Dienst ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Messe zu lesen. Dieser Geistliche war denn auch altem Herkommen nach der Beichtvater der Herrschaft zu Nerbonne. So geschah es denn, daß die Marquise, statt in der Kirche zu Teu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Messe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt lag, so machte die Marquise den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquise sich gerade in dem Garten des Schlosses befand,

könten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquise fühlte sich von einer Lebemuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als stiege die Vergangenheit vor ihr auf wie ein Traumbild, und manche liebe Gestalt, mancher schnell entflohen Moment mahnte sie daran, daß sie das Leben nicht zu erfassen vermocht, als es noch grün und blühend sie umgab. Ein seltsamer Schmerz, den sie selbst nicht verstand, beugte ihre Brust, und unwillkürlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte sie Geleitigung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab sich nach der Abtei, und während des Hochamts, das so eben begann, näherte sie sich, von unbekannter, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtstuhl, den der Kapellan des Schlosses Nerbonne eingeweiht pflegte.

Als nun aber der Priester die Absolution sprach, bedröhte sie zusammen vor seiner Stimme, und der Dönmacht nahe, wankte sie fort, als sie durch das Gitter das totenbleiche Antlig des Geistlichen erblickte, aus dessen düsternen Augen ein Feuerstrahl sie durchsah.

„Mein, es war kein Mensch, es war ein Geist aus grauenvoller Tiefe heraufgehollt, mich, mein Leben zu zerstören!“ So sprach die Marquise, als sie ganz erschöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von diesem Entsetzen wurde sie erfasst, als sie sich deutlich erinnerte, dem gepentischen Priester gebeichtet zu haben, daß sie einst in früher Jugend, wiewohl schuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Abnung in ihre Seele gekommen. Eben so erinnerte sie sich, daß, als sie den Mord gebeichtet, der Geistliche einen seltsamen, herzzersehneidenden Laut des Jammers von sich gegeben, bei der Absolution aber gesagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längst verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und strenge Buße zwar die That sühnen könne, daß sie aber dafür die weltliche Rache des Gesetzes treffen werde. — Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erschien ihr wie der fürchterliche angstvolle Traum einer Wahnsinnigen; sie schickte nach der Abtei, sie wollte wissen, wer an jenem Morgen statt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte sie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen so eben verschieden sey, daß aber derselbe Geistliche, der am Morgen Beichte gehört, indessen den Dienst der Kapelle im Schlosse Nerbonne verwaltete und den nächsten Sonnabend Messe lesen werde. „Ist es möglich,“ sprach die Marquise zu sich selbst, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte sagen, der Anfall eines die Nerven erschütternden Krampfs solche Thorheiten erzeugen kann? Mein Gespenst verkörpert sich; ich werde es schauen und — mich meiner Ueberheit schämen.“ Als am Sonnabend in der Frühe der Geistliche, der den Dienst des Kapellans verwaltete sollte, in das Zimmer der Marquise trat, als er sie, sich sanft neigend, mit einem „Gelobt Jesus Christus!“ begrüßte, da starrte sie ihn an, sank denn nieder zu seinen Füßen und schrie ganz außer sich: „Weh mir! — Ja Du bist es, Du bist der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet.“

„Hast Euch, Frau Marquise,“ sprach der Geistliche ruhig, indem er die Marquise aufhob und zum Lehnstuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach, vielleicht nur zu tödtend Euer Brust zerreißt, da keine Reue das erste, was unwiederbringlich verloren!“

„Haltet,“ begann die Marquise mit bebender Stimme, „haltet mich nicht für wahnsinnig, ehrwürdiger Herr! — Euer bleiches Antlig, Euer ergrautes Haar,

— und doch seyd Ihr es, ja Ihr seyd der Jüngling, den ich einst bei der Herzogin d'Aiguillon erblickte, der in meiner Brust alles tödtende Entzücken, alle brünstige Luual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben sollte! — Weh' mir! — Was ist es doch, das noch ist, da ich Euch wieder sehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — Alles ist Einbildung — Thorheit — Ihr könnt nicht jener Jüngling seyn — es ist nicht möglich!"

„Weh!“ unterbrach der Geistliche die Marquise, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charost, den Ihr in Verzweiflung fürztet! — Ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtstuhl tratet; ich verstand das, wozu Ihr Euch in seltsamer Verstorheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkürlich meiner Brust entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entströmten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdisches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir schreibt, der mein Herz durchschneidet, mich in trostloses Elend fürztet; ich vernichtete ihn, als ich Euch wieder gesehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen, daß nun die letzte Prüfung vorüber sey.“

„Wie!“ begann die Marquise, „wie, Ihr sprecht von einem Briefe, den Ihr empfangt? — Nie habe ich Euch geschrieben. Ich hatte Euch bei der Herzogin d'Aiguillon gesehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimnisse!“

„Vielleicht!“ erwiderte der Geistliche mit ruhigem Lächeln, „vielleicht verlöschte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie sie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erst als ich das Fräulein von Chauvelin sah, erfaßte mich die Unruhe mit aller, das ganze Gemüth erschütternden Stärke, die es über einen verfahrenen Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Lust durchhebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, sah, wie ihre Blicke mich in scheinbarer Liebe suchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchste Glück meines Lebens! — Die Aereise meines Vaters, des Präsidenten Charost, nach seinem Wohnitz Chatillon sur Indre, entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptstadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erloscht; mein erster Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigstens am Fenster zu schauen. Welch Entzücken, welche Himmelssonne, als ich sie erblickte, als sie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes Selbst aushauchen in der höchsten Inbrunst der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rücksicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu seyn glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerstes durchfuhr: „Fort — fort — Unglückseliger!“ — streckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefsten Abscheus! — Ich hörte Tritte sich nahen; aber erst in meiner Wohnung, in die ich mechanisch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hause des Ritters de Chauvelin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständniß über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Gluth der heftigsten Leidenschaft meiner Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor

sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Abscheu verursacht, den sie mir bewiesen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bittersten Hohn. Sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, irgend einen Haß oder Abscheu gegen mich, den zu kennen sie kaum das Vergnügen habe, in sich zu tragen; vor Wahnsinnigen habe sie aber große Furcht, weshalb sie mich bitte, ihr meinen Anblick zu ersparen. An einem seltsamen Wahnsinn müßte ich nehmlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht sey es vielleicht gewesen, was ich für Haß oder Abscheu gehalten. Jedes Wort des unseligen Briefs spaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und schweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe suchte und fand, zeigt Euch das Kleid das ich trage!“

Die Marquise behauptete bei allem, was ihr heilig, daß sie niemals einen Brief von Charost erhalten, also auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn statt seiner Tochter beantwortete.

Die Marquise wurde von einem Gedanken ergriffen, dessen Ahnung sonst nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, dessen ganzes Seyn und Wesen ihr stets die tiefste Ehrfurcht eingefloßt, dessen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieser Vater das böse Prinzip gewesen sey, das sie um ihr schönstes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverstandenes Leben schien ihr eine finstre, freudenlere Gruft, in die sie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Brust.

Charost begriff die Marquise ganz und gar, und mühte sich, sie aufzurichten durch den Trost der Kirche, den er aussprach in salbungsvollen Worten. Er versicherte, daß er nun erst den ewigen Rathschluß des Himmels erkenne und preise, nachdem sein irdisches Glück zertrümmert worden, um seinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden schon die Seligkeit des Himmels erschließe. Ihn habe die ewige Macht ausersehen, sie, die er einst mit der höchsten Inbrunst geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelweg zu leiten.

„Wie!“ unterbrach ihn die Marquise heftig, „wie, Ihr wolltet!“

„Euer!“ sprach Charost mit ruhiger Würde, „Euer Beichtvater seyn, und ich glaube, Frau Marquise — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdischen Schmerz zu besegen, der Euer Leben hienieden stört. Euer Gemahl wird mir gern die Capellanstelle in Eurem Schlosse anvertrauen; er wird sich des Sitouin Francois Charost wohl erinnern, dessen Jugendfreund er war.“

Charost hatte Recht; sein trostreicher Zuspruch erleichterte das Gemüth der Marquise, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die sie sonst nicht gekannt. Dester, als es gerade der Capellansdienst erforderte, kam Charost nach dem Schlosse Nerbonne, und war, da sein lebhafter Geist sich gern einer Frömmlichkeit überließ, die die engsten Schranken der Würde nicht überschreitet, die Seele des kleinen Birkels, der sich auf dem Schlosse zu versammeln pflegte. Diesen Birkel bildeten vorzüglich der Ritter Preostille mit seiner Gemahlin, ein Herr de Gange, die Dame Dunée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquise.

Die Marquise unterließ nicht, ihrem Gemahl zu schreiben, daß der Capellan des Schlosses gestorben, daß der Augustiner Charost indessen den Dienst verwalte, und daß er nun bestimmen möge, ob Charost, der, wie

er behauptete, sein Jugendfreund sey, den Dienst behalten sollte.

Der Marquise ging es indessen mit diesem Briefe, wie mit allen übrigen, die sie dem Marquis schrieb. Regelmäßig erhielt sie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine stand; keiner dieser Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was sie ihm geschrieben, und so mußte sie glauben, daß sich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillschweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entschlagen wolle. Der Marquis schrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charost und der Kapellanstelle.

Anderer sollte sich die Sache aufklären, als die Marquise es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardiere, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das Mindeste von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner Briefe war von diesem Ort datirt gewesen. Dieser Umstand, so wie das gewisse Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach, und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohl gefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardiere und die des *Huissier Bouchet*. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen, sich eintrotzt in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen.

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der fränklichsten Verbitterung, das die Marquise übermannte, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anlagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah sie für den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Glenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste einzige Liebe weghannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein anderer seyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das Verhältniß mit Charost, war bei seiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeste Ueberschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber diese Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste aus; sie versicherte, daß

sie weit entfernt sey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquise zu beruhigen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten leidenschaftlichsten Zorns maßige.

Der Marquis de la Pivardiere hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältnisses mit der Pillard überdrüssig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewohnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne, und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieu, einen von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthose frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Teu, Namens Marsau, der den Marquis kannte, und sich wanderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Aeußerung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein häßlicher boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Augustiner Franziskus Charost, sich indessen auf dem Schlosse Nerbonne eingefunden, dem die Marquise täglich, stündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquise wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überfallen werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charost hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardiere, der ihm Freundschaft beuchelte, mit seinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter du Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der sich zum Liebhaber seiner Tochter aufbringen wollen; daß de la Pivardiere, der schon damals im Sinn trug, solle es auch noch so lange währen, die Hand der Marquise zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verweigerung des armen verschmähten Jünglings bis zu dem Grabe zu führen, daß er, jedem Hoffen entsagend, in ein Kloster flüchtete.

Der Marquis, selbst im verbrecherischen Bändnis lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquise um so leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charost auf sie gemacht. Er fühlte sich beschimpft durch denselben, der ihn in Gefahr gesetzt, seine Zwecke zu verfehlen. Im höchsten Unmuth rief er aus: „*Pe! — ich werde diesen keuchlerischen Pfaffen zu finstern wissen; und dann mein Leben gegen das seine!*“

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis diese Worte aussprach, eine Magd von dem Schlosse Nerbonne in die Wirthsstube trat. Diese Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquise oft äußern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück seyn würde, erschradt bestarrte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, was sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Maria-Himmelfahrtstag, das Weibsel der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Birkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquise versammelt war, hat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, keinem von der Gesellschaft, am wenigsten aber dem Geistlichen etwas merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbeirufen ließ, auf deren Muth und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Finte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Kabinett gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgeessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrot in den Saal.

Alle standen auf und bezeugten ihre Freude über die unerhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das den alten, niemals vergeßenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Plage sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber,“ sprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquise, ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht mehr gesehen?“

„Ja,“ nahm der Marquis das Wort, indem er einen schmerzlichen Blick auf den Geistlichen warf, „ich bin der Gatte, das ist wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihre Freund!“

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher statt gefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den Marquis mit seltsamen Blicken; der Marquis schien das nicht zu bemerken, er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville hat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte.

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte sie, indem er einen stolzen, gebietenden Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen vereint habe.

„Sch,“ erwiderte die Marquise, „geh nach Auzerre, und frage die buhlerische Dirne, mit der Du lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens!“

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht gehaut, die Marquise von seinem verbotenen Verhältnis unterrichtet fand, da er bestrachten mußte, ließ die Marquise ihren Zorn nicht fahren, kam es zur Trennung, den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hülfesquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzutun, daß er nie in Auzerre gewesen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verläumdung sey; da erhob sie sich aber von ihrem Sitz, und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: „Gieher Heuchler, bald wirst Du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag!“

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in dem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, anerkennen, und legte sich ins Bett. Am andern Morgen war er spurlos verschwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über die ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und versicherte, daß es sie sehr wenig kümmern, auf welche Weise der Marquis sich entfernte, den sie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarethe Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise; das dumpfe Gerücht einer geschehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lau schend, das letzte Gespräch des Marquis mit seiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquise diesem und jenem ins Ohr sagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich todt sey.

Indem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nehmlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältnis schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig seyn sollte, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardiere in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem Alter und dessen Gespielin war, um wo möglich in das Dunkel zu schauen, in welches die Ereignisse jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutsam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verschwunden, nicht etwas Besonderes begegnet sey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter sie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu schlafen, welches sonst niemals geschahen. In der Nacht sey sie durch ein starkes Geräusch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! — hab Mitleid — erbarmt Euch meiner!“ — Sie habe in großer Angst aus dem Zimmer laufen wollen, in dessen die Thüre verschlossen gefunden. Dann sey alles still geworden. Des andern Tages habe sie in dem Zimmer, wo der Vater geschlafen, Blutspuren am Boden bemerkt, und die Mutter selbst blutige Tücher waschen gesehen.

War es denkbar, daß ein unschuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit sagen, Umstände der Art erdichten sollte? Der Herr von Preville ließ das Kind seine Aussage vor mehreren glaubwürdigen, unerbüchtigen Personen wiederholen, und beide, er und seine Gattin, waren, je mehr sie sonst sich geneigt gefühlt, die Unschuld der Marquise zu behaupten, jetzt desto erbitterter auf ein Wesen, von dem sie sich auf die empörendste Weise getäuscht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon-sur-Indre, von allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung, und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Sen.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Gattin, Margarethe Mercier, die Flucht, und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Catherine Lemoine, sollte

geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margaretha Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise (so lautete jene Aussage) sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlossen, entfernte sie so viel möglich alles Hausgesinde, und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stocks, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Hockenschlag zwösf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit,“ rief die Marquise dem Charost entgegen, und alle bezogen sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblicke drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Wollendet!“ rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grausames Weib, kann Dich denn nichts rühren? Kann Deinen Haß denn nichts versöhnen, als mein Blut? — Nie sollst Du mich wiedersehen, alle Ansprüche gebe ich auf, nur schenke mir mein Leben!“ — „Wollendet!“ rief die Marquise noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen bligte. Nun warfen sich alle drei, Charost und die beiden Männer, über den Marquis her, und versetzten ihm mehrere Stiche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis in die Brust und endete seinen Todeskampf. — Eben in diesem Augenblicke trat Catharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, hinein, so daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen; die Marquise rief den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiderten indessen, das sey gar nicht nöthig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asehe herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller trugen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirthete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte, ebenfalls in das Zimmer eingedrungen seyn. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden, und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sey. Deshalb sey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegen gesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen über alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert

sollte verhaftet werden; er entfloß indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardiere angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen Vicars zu Bourges verhaftet. Kaum war indessen diese Verhaftung erfolgt, als die Marquise de la Pivardiere aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und sich freiwillig zur Haft stellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte sie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe sie vermocht, nicht zu fliehen, sondern sich bei ihrer Freundin, der Marquise d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unschuld gar nicht einmal behaupten zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sey es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der strengsten Untersuchung habe sie daher nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichsten Bosheit oder ungreiflicher Irrungen zerrissen werden, und sie frei da stehen müsse, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihr Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders sehe nun aber die Sache, da ihr Weidwader, der Augustiner Charost, der Mitschuld angeklagt worden. Jetzt müsse sie gleiches Schicksal mit dem theilen, dessen Tugend und Frömmigkeit die beste Schutzwehr sey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie seiner Schuldsichtigkeit werde sie erst die Rönne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum scheue sie nicht mehr den Kerker.

Charost erhob mit lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne sich auf viele Behauptungen seiner Unschuld einzulassen, begnügte er sich zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügegeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und er sich in Demuth unterwerfen müsse.

Unachtet durch jene Aussagen der Mägdle, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhang standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben beide, die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unglücklichen Verhören, das sonst für die Schuldlosigkeit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Deuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter theilte sich allen, die sonst die Marquise hochverehrt hatten, ja selbst dem Volke, mit. Als die Gerichtsbienner sich im Schloß Merbome befanden, um alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigelassen, ein, zerbrachen Fenster, Thüren, Geräthschaften, verunstalteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardiere aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzutun, daß der Zeugen-Aussagen ungeachtet, der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sey. Dieß gab nun den Gerichtspersonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schlosses überall, wo es nur denkbar schien, daß der Leichnam verscharrt seyn könnte, die Erde durchzuwühlen zu lassen. Bonnet hatte sich nehmlich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schlosse vergraben haben müßten.

Ein seltsames Gerücht verbreitete sich. Man sagte nehmlich, daß, als Bonnet eben im Begriff gewesen, irgendwo nachzusehen zu lassen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erschienen sey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er solle sich

nicht unterfangen, den unter der Erde zu suchen, dem der Himmel die Gunst solcher Ruhe nicht verliehen. Dann (so fügte man hinzu) habe der Geist des Marquis mit schrecklichen Worten die Marquise und Charost des Mordes angeklagt. Voll Entsetzen sey Bonnet entflohen. Möchte es nun mit der Erscheinung des Marquis eine Bewandniß haben, welche es wollte, so viel war gewiß, daß Bonnet in eine schwere Krankheit versiel und in kurzer Zeit starb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zusammenstellung der Marquise mit Charost für nöthig. Die Marquise erschien vor den Schranken, mit der Ruhe und Fassung, die sie stets behauptet; als aber Charost hineingeführt wurde, da stürzte sie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und schrie mit einer Stimme, die das Herz zerschneidet: „Mein Vater — mein Vater! — warum strast mich der Himmel so schrecklich? — Giebt es broden eine Seligkeit, die diese Quaal wegnimmt? — Ihr meinethalben des scheußlichsten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum schmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geschehen! — Auf der Richterbank öffnet sich über Euch die Glorie des Himmels — verkündet siegt Ihr empor, alles Volk sinkt anbetend nieder.“ — „Beruhigt Euch,“ sprach Charost, indem er sich bemühte die Marquise aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquise! Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eureshalben sterbe, nein, nur ein gleiches Geschick bringt uns vielleicht beiden den Tod. Seyd Ihr denn nicht eben so frei von Schuld, als ich?“

„Nein, nein,“ rief die Marquise heftig, „nein, nein, ich sterbe schuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!“

Das Gericht glaubte in diesen Worten der Marquise ein Geständniß der That zu finden, und drang aufs Neue in sie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzubalten, die ihr sonst die Marter der Tortur entreißen müßte.

Da wiederholte die Marquise, indem sie plötzlich Fassung und Ruhe gewonnen, daß sie an der That unschuldig sey, daß sie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weise der Marquis spurlos verschwunden.

Charost behauptete ebenfalls in den rührendsten Ausdrücken, daß die Marquise eben so frei von Schuld sey, als er selbst, und daß, wenn sie sich vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Aeußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise, im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gesehen sollte, er im voraus dieß Geständniß, welches ihm die Quaal entrisse, als falsch widerrufen müsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden; da entstand draußen ein Geräusch, die Thüren des Gerichtssaals öffneten sich, und herein trat — der ermordete geglauete Marquis de la Pivardiere!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Komorantin aufgenommen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardiere anerkannt worden war. Am Fest

des heiligen Antonius war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu Feu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da alle auf den ersten Blick den ermordeten geglaueten Marquis de la Pivardiere erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miseray, so wie die Amme seiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer sey, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht!“ Er stand auf und fand vor der Thüre den Francois Marsau aus Feu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Finte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsbienen eingekerkert wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheverbrechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren; er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise, und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, alles dieß konnte seine schnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marsau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu schützen versprochen. Er kam glücklich durch Feu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beschäftigt war, das Notwendigste einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis schlug sie aber wieder zu, und floh, als es im Schlosse wieder ruhig geworden. Raslos schwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er sich sicher glaubte. Auf diesen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erst erfuhr er, daß die Marquise und Charost angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieser Nachricht erschüttert, beschloß er, zurückzukehren in die Heimath, und so, die eigene Gefahr nicht achtend, die abscheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß sich nun sein Verhältniß mit der Marquise, wenn sie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders gestalten werde. Nicht fern von dem Schlosse Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu suchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über sein Erscheinen. Statt dessen warf sich aber Bonnet aufs Pferd und floh, so schnell er konnte. Der Gerichtsschreiber folgte seinem Beispiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Feu, besorgte zu Komorantin den Akt seines Auerkenntnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen.

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Weichtaters hätte ein Ende machen müssen; dieß war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall seyn. Außer-

dem, daß die Aussagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich; vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar bestrebend. Ohne Ueberraschung oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardiere spielen sollte, vorher gewußt, und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, so wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängniß zurückführen, und beschloß durch die strengste, genaueste Untersuchung Rücksicht des angeblichen Marquis de la Pivardiere die Wahrheit zu erforschen, unerachtet jener Akt des Richters zu Komorantin die Sache zu entscheiden schien.

Noch im frischem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Ähnlichkeit mit einem gewissen Martin Guere nutzend, sich für diesen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja selbst Frau und Kinder des Guere täuschte, bis dieser selbst zurückkam und so sich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mädchen, der Mercier und der Lemoine, vorzustellen, die beide einstimmig behaupteten, daß die ihnen vorgestellte Person keineswegs der Marquis de la Pivardiere sey, wiewohl er große Ähnlichkeit mit demselben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquise und Charost!

Es würde ermüdend seyn, alle die Maaßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforschen, in wie fern die Person, die so unerwartet als Marquis de la Pivardiere aufgetreten, wirklich derselbe sey. Es genügt, die entscheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloster der Ursuliner-Nonnen zwei Schwestern des Marquis, und auch die Äbtissin des Klosters hatte ihn von frühester Jugend auf gekannt. Diese drei Personen hegten auch nicht den mindesten Zweifel gegen die Person des Marquis, nachdem sie drei Wochen mit ihm zusammen gewesen, und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Auerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardiere auf das Vollständigste geführt sey.

Nicht des Mordes irgend einer Person im Allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardiere waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch seyn. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Personen, auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugniß abgelegt haben. Dieß gab Anlaß zum Verfah-

ren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen sollen, und doch waren sie unschuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine und beide sahen durchs Fenster, wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Klinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dieß im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich heraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der ganz verstört und außer sich schien, und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sey aber hinausgedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen in der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in seinem Blute schwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß sey es, daß der Marquis ermordet, und sein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sey. Nur eine Gistel davon zu sprechen, bringe sie aber alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte, und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis: so war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis habe ermordet und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschleiern; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, heißt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verächtlichen Äußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter seyn soll) leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Augustiners Charost verfeindet.

Er ging von der festen Ueberzeugung aus: die Marquise lebte mit Charost im verbotenen Liebesverständniß; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen. Der Mord wird beschloffen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese müssen von allen Umständen unterrichtet seyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht alles gestehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast Du,“ fragte z. B. Bonnet, „hast Du nicht selbst gesehen, wie Charost über den Marquis herfiel?“
— „Mein, mein Herr,“ antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen.“

„Gefahr!“ donnerte Bonnet heraus, „oder Du wirst augenblicklich gehängt!“ — „Ja, ja,“ spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichen Angst, „Charost fiel vor über den Marquis, etc.“

Mehrere Personen, welche beide, die Lemoine und die Mercier, im Gefängnisse gesprochen hatten, beklagten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünscht, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nemlich daß sie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsschreiber, mußte zusehen, daß Bonnet ganz so, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmüthig die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopie ausgebrütet, nicht gesehen wollen, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Fingerringe abzuschneiden, wenn sie nicht gesehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen, so hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das Mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknehmen. Dies veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville so zu sagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie sey so scharf befragt worden, so in Angst gerathen, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geschlafen.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die sie am schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, triumphten sich jetzt in dem übertriebenen Lob. Der

Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Laugenchichts sey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Angoulême übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der Pariser Welt zu überbringen, und sie dorthin einzuladen, um aufs neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geblüht.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entsetzt, und in jener theilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsetzung zeugt. „Was sprecht ihr!“ rief die Herzogin ganz bestürzt, als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben, sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es,“ erwiderte die Marquise, indem ein düstres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur sündig gegen irdisches Gesetz — Ach ich liebe ihn, — ich liebe ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels mich zu veröhnen mit der ewigen Nacht; und diese Liebe, nur diese Liebe war mein Verbrechen!“

Viele, sehr viele hätten die Marquise nicht verstanden. Auch die Herzogin verstand sie nicht, und war nicht wenig betreten, den Parisern keine andere Nachricht von der Marquise mitbringen zu können, als daß sie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloster zubringen wolle.

Diesen Entschluß führte die Marquise auch wirklich aus, ohne daß sie zu bewegen gewesen, den Marquis wiederzusehen. Auch Charost sprach sie nicht mehr, der im Glanze seiner Unschuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Misyroy.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienste und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern seinen Tod.

Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden.

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlösschens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Erbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Dekan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verhängend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählig verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein bligte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — langezüge leuchtender Serippe heran, in den knö-

chernen Häuten Schwerter tragend, und sie erhebend gegen die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — entsetzlicher der Jammer! Aufs neue bligte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Serippe heran mit glühenden Schwertern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Quaal über Dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Serippe schossen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt Ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst die Rache, bin ich nicht selbst das Verhängniß, dem Ihr dienend gehorchen müßt?“